

Insel Verlag

Leseprobe



Wilde, Oscar
Die Erzählungen und Märchen

Aus dem Englischen von Felix Paul Greve und Franz Blei. Mit Illustrationen von Heinrich Vogeler

© Insel Verlag
insel taschenbuch 3522
978-3-458-35222-8

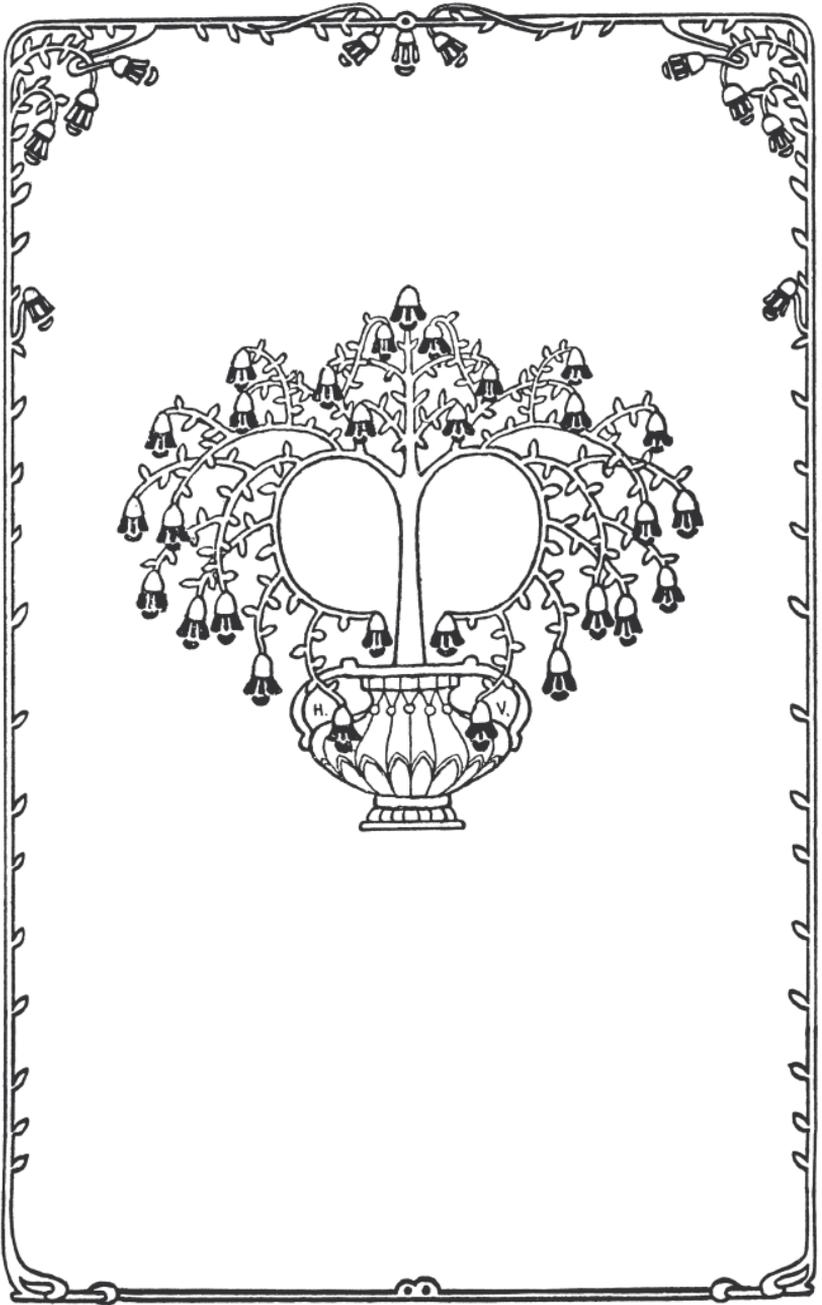
Oscar Wilde, geboren am 15. Oktober 1854 in Dublin, ist am 20. November 1900 in Paris gestorben. Sein Aufstieg innerhalb der literarischen Szene des Viktorianischen Zeitalters war kometenhaft. Er begründete seinen Ruhm mit zwei Büchern: dem unerhört erfolgreichen Märchen *Der glückliche Prinz* (1888) und dem Roman *Das Bildnis des Dorian Gray* (1891).

1895 wurde der große Dandy in einem aufsehenerregenden Prozeß wegen sittlicher Verfehlungen zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. Der Kritiker Friedrich Sieburg schrieb: »Es war der vollständigste Zusammenbruch, den je eine große Figur der Literatur erlebt hat.«

Die Erzählungen und Märchen, die dieser Band zusammenfaßt, entstanden in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre. Aus den Geschichten, die Oscar Wilde seinen Söhnen Cyril und Vyvyan erzählte, entwickelten sich seine großartigen Kunstmärchen. Sie lesen sich stellenweise wie melancholisch-ironische Selbstporträts des Dichters.

insel taschenbuch 3522
Oscar Wilde
Die Erzählungen und Märchen





Oscar Wilde
Die Erzählungen
und Märchen

Aus dem Englischen
von Felix Paul Greve
und Franz Blei

Mit Illustrationen
von Heinrich Vogeler

Insel Verlag

Die vorliegende Ausgabe folgt dem erstmals 1972
erschiedenen insel taschenbuch 5

insel taschenbuch 3522

Erste Auflage 2008

InselVerlag Frankfurt am Main und Leipzig

Copyright der deutschen Übersetzung InselVerlag Leipzig 1910

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Hinweise zu dieser Ausgabe am Schluß des Bandes

Umschlag nach Entwürfen von Willy Fleckhaus
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Druck: CPI-Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35222-8

I 2 3 4 5 6 - 13 12 11 10 09 08

INHALT

- Der junge König 11
Der Geburtstag der Infantin 31
Der Fischer und seine Seele 57
Das Sternenkind 101
(Diese vier Märchen tragen den
Gesamttitle ›Das Granatapfelhaus‹)
Der Glückliche Prinz 123
Die Nachtigall und die Rose 137
Der eigensüchtige Riese 147
Der ergebene Freund 155
Die bedeutende Rakete 171
Das Gespenst von Canterville 189

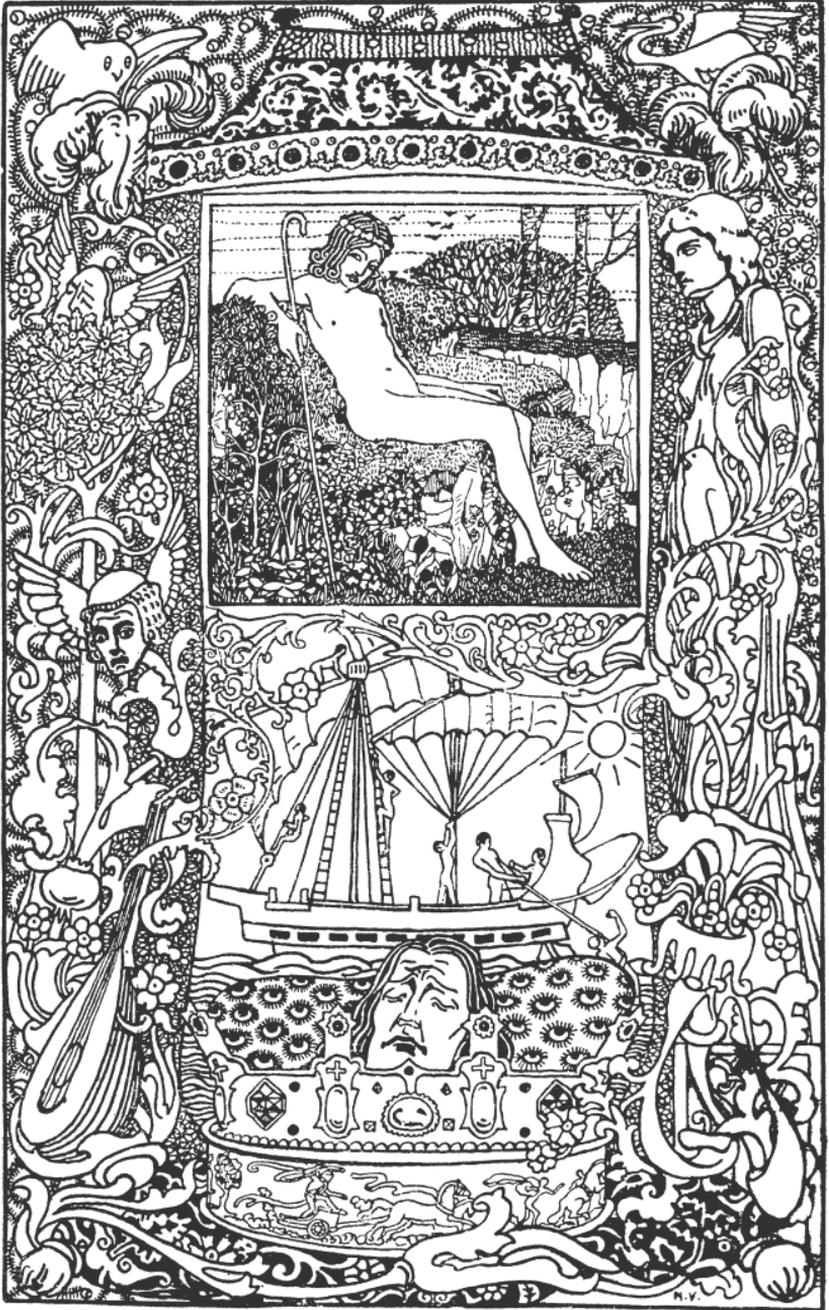
Kleinere Erzählungen

- Die Sphinx ohne Rätsel 229
Der Modellmillionär 235

Gedichte in Prosa

- Der Lehrer der Weisheit 245
Das Haus des Gerichts 250
Der Künstler 252
Der Mittler 252
Der Meister 254
Der Schüler 254

DER JUNGE KÖNIG





s war die Nacht vor seinem Krönungstage, und der junge König saß allein in seinem schönen Zimmer. Seine Höflinge hatten alle Urlaub von ihm genommen, indem sie nach dem zeremoniösen Gebrauch der Zeit den Kopf bis zum Boden neigten, und hatten sich in den großen Saal des Palastes begeben, um von dem Oberzeremonienmeister einige letzte Anweisungen

zu erhalten; denn einige von ihnen hatten noch ein ganz natürliches Benehmen, und ich brauche nicht erst zu sagen, daß das bei Hofe großen Anstoß erregt.

Der Knabe – denn er war noch ein Knabe, mit seinen sechzehn Jahren – war nicht betrübt, daß sie gingen, und hatte sich mit einem tiefen Seufzer der Befreiung auf die weichen Kissen seines gestickten Lagers zurückgeworfen; er lag da mit flammenden Augen und offenem Munde wie ein brauner Faun des Waldes oder ein junges Tier der Wildnis, das die Jäger gefangen haben. Und wirklich hatten ihn auch die Jäger gefunden. Sie waren fast durch Zufall auf ihn gestoßen, als er barfuß, die Flöte in der Hand, der Herde des armen Ziegenhirten nachzog, der ihn aufgezogen und als dessen Sohn er sich bis dahin immer angesehen hatte. Das Kind der einzigen Tochter des alten Königs aus einer heimlichen Ehe mit einem, der an Rang weit unter ihr stand – einem Fremden, sagten einige, der durch den wunderbaren Zauber seines Flötenspiels die junge Prinzessin bezaubert hatte, daß sie ihn lieben mußte; während andere einen Künstler aus Rimini nannten, dem die Prinzessin viel, vielleicht zu viel Ehre erwiesen hatte und der plötzlich aus der Stadt verschwunden war, ohne seine Arbeit in der Kathedrale vollendet zu haben –, war er, kaum eine Woche alt, von der Seite seiner

schlafenden Mutter gerissen und einem gemeinen Bauern und seiner Frau anvertraut worden, die keine eigenen Kinder hatten und in einem entlegenen Teile des Waldes wohnten, mehr als einen Tagesritt von der Stadt entfernt. Der Gram oder die Pest, wie der Hofarzt feststellte, oder, wie einige behaupteten, ein schnelles italienisches Gift, in einem Becher gewürzten Weines gereicht, tötete schon eine Stunde nach ihrem Erwachen das weiße Mädchen, das ihn geboren hatte; und als der treue Bote, der das Kind über dem Sattelbogen trug, von seinem müden Pferde stieg und an die Tür der Hütte des Hirten pochte, da senkte man den Leichnam der Prinzessin in ein offenes Grab, das man jenseits der Tore der Stadt auf einem verlassenen Kirchhof gegraben hatte – in ein Grab, darin, wie man sagte, schon ein anderer Leichnam lag, der Leichnam eines jungen Mannes von wunderbarer und fremdartiger Schönheit, dem die Hände mit geknüpften Stricken auf den Rücken gebunden waren und dessen Brust viele rote Wunden aufwies.

Das war wenigstens die Erzählung, die man sich zuflüsterte. Sicher war, daß der König auf seinem Totenbette, vielleicht von Reue ob seiner großen Sünde gepeinigt, vielleicht auch nur in dem Wunsch, daß das Königtum bei seiner Linie bleiben möge, nach dem Knaben hatte schicken lassen und ihn in Gegenwart des Rates als seinen Erben anerkannt hatte.

Und es scheint, daß er vom ersten Augenblick seiner Anerkennung an Zeichen jener seltsamen Leidenschaft für die Schönheit zeigte, die so großen Einfluß auf sein Leben gewinnen sollte. Die ihn durch die Flucht von Zimmern begleiteten, welche für ihn bestimmt war, sprachen oft von dem Schrei des Vergnügens, der ihm von den Lippen brach, als er die feinen Gewänder und reichen Juwelen sah, die man für ihn bereitet hatte, und von der beinahe wilden Freude, mit der er sein rohes Lederwams und seinen rauhen Schaffellmantel von sich warf. Freilich, bisweilen vermißte er die schöne Freiheit seines

Waldlebens, und er war immer bereit, sich über die langweiligen Hofzeremonien aufzuregen, aber der herrliche Palast – »La Joyeuse« nannte man ihn –, dessen Herr er nun war, schien ihm eine neue Welt zu sein, die eigens zu seiner Lust geschaffen war; und sobald er der Ratsversammlung oder dem Audienzzimmer entfliehen konnte, lief er die große Treppe hinunter, wo Löwen aus vergoldeter Bronze standen und deren Stufen aus glänzendem Porphyr waren, und wanderte von Zimmer zu Zimmer, von Gang zu Gang wie einer, der in der Schönheit einen Balsam für den Schmerz suchte, eine Art Genesung aus Krankheit.

Auf diesen Entdeckungsreisen, wie er sie zu nennen pflegte – und tatsächlich waren es für ihn wirkliche Reisen durch ein Land der Wunder – ließ er sich oft von den schlanken, blondhaarigen Hofpagen mit ihren flatternden Mänteln und den heiteren, schwebenden Bändern begleiten; aber öfter blieb er allein, denn er fühlte mit raschem Erraten, daß sich die Geheimnisse der Kunst am besten im geheimen erkennen lassen und daß die Schönheit, wie die Weisheit den liebt, der sie in der Einsamkeit verehrt.

Manche seltsame Geschichten erzählte man sich zu dieser Zeit von ihm. Man sagte, ein behäbiger Bürgermeister, der gekommen war, um eine glühende oratorische Begrüßung im Namen der Bürger der Stadt an ihn zu richten, habe ihn gesehen, wie er in wirklicher Anbetung vor einem großen Gemälde kniete, das gerade aus Venedig gekommen war und die Anbetung einiger neuer Götter darzustellen schien. Bei einer anderen Gelegenheit hatte man ihn mehrere Stunden lang vermißt und erst nach langem Suchen, in dem kleinen Zimmer eines der nördlichen Türmchen entdeckt, als er gleich einem, der in Verzückung ist, auf eine griechische Gemme starrte, in die die Gestalt des Adonis geschnitten war. Man hatte ihn gesehen, so ging das Gerücht, wie er seine warmen Lippen auf die Mar-

morstirn einer antiken Statue preßte, die bei Gelegenheit des Baues einer steinernen Brücke im Flußbett gefunden worden war und eine Inschrift mit dem Namen des bithynischen Sklaven Hadrians trug. Er hatte eine ganze Nacht damit verbracht, die Wirkung des Mondlichts auf ein silbernes Standbild des Endymion zu beobachten.

Jedenfalls hatten alle seltenen und kostbaren Stoffe einen großen Zauber für ihn, und in dem drängenden Wunsche, sie sich zu verschaffen, hatte er viele Kaufleute ausgesandt, die einen, um von dem rauhen Fischervolk der Meere des Nordens Bernstein zu erhandeln, andere nach Ägypten, um jene seltsam grünen Türkise zu suchen, die man nur in den Gräbern der Könige findet und die magische Kräfte besitzen sollen, andere nach Persien, um seidene Teppiche und gemalte Tongefäße, und wieder andere nach Indien, um Gaze zu kaufen und getöntes Elfenbein, Mondsteine und Armbänder aus Nephriten, Sandelholz und blaue Emailen und Schals aus feiner Wolle.

Aber am meisten hatte ihn das Gewand beschäftigt, das er bei seiner Krönung tragen sollte, das Gewand aus gewebtem Gold, die rubinbesetzte Krone und das Zepter mit den Reihen und Ringen von Perlen. Ja, daran dachte er heute abend, als er auf seinem kostbaren Lager lag und das große Tannenscheit ansah, das sich im offenen Kamin verzehrte. Die Zeichnungen, die von der Hand des berühmtesten Künstlers der Zeit herrührten, waren ihm vor vielen Monaten vorgelegt worden, und er hatte Befehl gegeben, daß die Handwerker Tag und Nacht arbeiten sollten, um sie auszuführen, und daß man die ganze Welt durchsuchte, um Juwelen zu finden, die ihrer Arbeit würdig wären. Er sah sich in Gedanken am Hochaltar der Kathedrale stehen, angetan mit dem Prunkgewande, und ein Lächeln spielte um seine Knabenlippen und weilte dort und entflamte in seinen dunklen Waldaugen einen strahlenden Glanz.

Nach einiger Zeit stand er auf, lehnte sich gegen die geschnitzte

Blendung des Kamins und sah sich in dem matt erleuchteten Zimmer um. Die Wände waren mit reichen Gobelins behängt, die den Triumph der Schönheit darstellten. Ein großer Schrank, mit Achat und Lapislazuli eingelegt, füllte eine Ecke, und dem Fenster gegenüber stand ein seltsam geformter Fächerschrank mit Feldern aus Lack und Goldstaub und Goldmosaik, und darauf standen zarte Becher aus venezianischem Glas und eine Trinkschale aus dunkeladrigem Onyx. Bleiche Mohnblumen waren auf die Decke des Bettes gestickt, als wären sie den müden Händen des Schlafes entfallen, und hohe geriefelte Stäbe aus Elfenbein trugen den samtenen Baldachin, aus dem, wie weißer Schaum, große Büschel von Straußenfedern zum bleichen Silber der kassettierten Decke sprangen. Ein lachender Narcissus aus grüner Bronze hielt einen glänzenden Spiegel über dem Kopf. Auf dem Tische stand eine flache amethystene Schale.

Draußen konnte er die gewaltige Kuppel der Kathedrale sehen, die wie eine Seifenblase über die schattigen Häuser schien, und die müden Posten, die auf der nebligen Terrasse am Fluß auf und nieder schritten. Fern, in einem Garten, sang eine Nachtigall. Ein leichter Jasminduft drang durch das offene Fenster. Er strich sich die braunen Locken von der Stirn zurück, nahm eine Laute und ließ die Finger über die Saiten gleiten. Seine schweren Augenlider senkten sich, und eine seltsame Mattigkeit kam über ihn. Niemals hatte er so klar oder mit so gesteigerter Freude den Zauber und das Geheimnis des Schönen empfunden.

Als es von Turme Mitternacht schlug, berührte er eine Glocke. Seine Pagen traten ein und entkleideten ihn unter vielen Zeremonien und gossen ihm Rosenwasser auf seine Hände und streuten ihm Blumen auf sein Kissen. Wenige Minuten, nachdem sie gegangen waren, fiel er in Schlaf.

Und als er schlief, träumte er einen Traum, und dieses war sein Traum: Es war ihm, als stünde er in einer langen, niedrigen

Dachstube, unter dem Schwirren und Rasseln vieler Webstühle. Das magere Tageslicht drang durch die vergitterten Fenster und zeigte ihm die hageren Gestalten der Weber, die über die Rahmen gebeugt waren. Bleiche, kränkliche Kinder hockten auf den mächtigen Querbalken. Und wenn die Webschiffchen durch den Einschlag fuhren, hoben sie das schwere Richtscheit auf, und wenn die Schiffchen innehielten, ließen sie das Richtscheit fallen und schoben die Fäden zusammen. Ihre Gesichter waren eingefallen vom Hungern, und ihre dünnen Hände zitterten und bebten. Einige dürre Frauen saßen an einem Tisch und nähten. Ein furchtbarer Geruch erfüllte den Raum. Die Luft war stickig und schwer, und die Wände tropften und liefen vor Feuchtigkeit. Der junge König ging zu einem der Weber und trat an ihn heran und sah ihm zu.

Der Weber aber sah böse zu ihm auf und sagte:

»Was siehst du mir zu? Bist du ein Späher, der von unserem Herrn über uns gesetzt ist?«

»Wer ist dein Herr?« fragte der junge König.

»Unser Herr!« rief der Weber bitter. »Er ist ein Mensch wie ich. Es gibt nur einen Unterschied zwischen uns – er trägt schöne Kleider, und ich geh in Lumpen; und ich bin schwach vor Hunger, während er an Übersättigung leidet.«

»Das Land ist frei,« sagte der junge König, »und du bist niemandes Sklave.«

»Im Kriege«, antwortete der Weber, »machen die Starken die Schwachen zu Sklaven, und im Frieden machen die Reichen die Armen zu Sklaven. Wir müssen arbeiten, um zu leben, und sie geben uns so kläglichen Lohn, daß wir sterben. Wir arbeiten für sie den ganzen Tag, und sie häufen das Gold in ihren Schränken, aber unsere Kinder welken vor ihrer Zeit dahin, und die Gesichter derer, die wir lieben, werden hart und böse. Wir treten die Trauben aus, und ein anderer trinkt den Wein. Wir säen das Korn, und unser eigener Speicher bleibt leer. Wir

tragen Ketten, wenn sie auch niemand sieht; und wir sind Sklaven, wenn auch die Menschen uns frei nennen.«

»Ist das wirklich so?« fragte der König.

»Es ist wirklich so«, antwortete der Weber, »bei den Jungen sowohl wie bei den Alten, bei den Frauen wie bei den Männern, bei den kleinen Kindern wie bei denen, die die Jahre beugen. Die Kaufleute treten uns nieder, und wir müssen tun, was sie uns heißen. Der Priester reitet vorüber und zählt die Perlen seines Rosenkranzes, aber kein Mensch kümmert sich um uns. Durch unsere sonnenlosen Gassen schleicht die Armut mit hungrigen Augen, und die Sünde mit ihrem verquollenen Antlitz folgt dicht hinter ihr. Das Elend weckt uns am Morgen, und die Schande sitzt bei uns zur Nacht. Aber was geht dich das an? Du bist keiner von uns. Dein Gesicht ist zu glücklich.«

Und er wandte sich mürrisch fort und warf das Schiffchen durch den Webstuhl; und der junge König sah, daß es mit einem goldenen Faden gefädelt war.

Und eine große Angst befiel ihn, und er fragte den Weber:

»Was für ein Gewand ist das, das du da webst?«

»Es ist das Gewand für die Krönung des jungen Königs«, antwortete er; »was geht das dich an?«

Und der junge König stieß einen lauten Schrei aus und erwachte; und siehe! er war in seinem eigenen Zimmer, und durch das Fenster sah er den großen, honigfarbenen Mond in den dämmrigen Lüften hängen.

Und er schlief wieder ein und träumte, und dies war sein Traum: Es war ihm, als läge er auf dem Deck einer großen Galeere, die von hundert Sklaven gerudert wurde. Auf einem Teppich zu seiner Seite saß der Herr der Galeere. Er war schwarz wie Ebenholz, und sein Turban war aus roter Seide. Große Ohrgehänge aus Silber zogen die dicken Läppchen seiner Ohren nieder, und in den Händen hielt er zwei elfenbeinerne Waagschalen.

Die Sklaven waren nackt bis auf einen zerlumpten Schurz um die Lenden, und jeder war an seinen Nachbar angekettet. Die heiße Sonne traf sie mit voller Schärfe, und die Neger liefen im Gang auf und ab und peitschten sie mit Peitschen aus Leder. Sie streckten ihre dürren Arme aus und zogen die schweren Ruder durchs Wasser. Der Salzschaum flog vor dem Bug hoch auf.

Schließlich erreichten sie eine kleine Bucht und fingen an zu sondieren. Ein leichter Wind wehte von der Küste und bedeckte Deck und Segel mit einem feinen roten Staub. Drei Araber kamen auf wilden Eseln geritten und warfen Speere nach ihnen. Der Herr der Galeere nahm einen bemalten Bogen zur Hand und schoß ihrer einen in die Kehle. Er fiel mit schwerem Fall in die Brandung, und seine Gefährten ritten davon. Eine Frau in einem gelben Schleier folgte langsam auf einem Kamel und sah sich von Zeit zu Zeit nach dem Leichnam um.

Sobald sie Anker geworfen hatten und das Segel eingeholt war, stiegen die Neger in den Raum hinunter und holten eine lange Strickleiter herauf, die mit Bleigewichten schwer behängt war. Der Herr der Galeere befestigte die Enden an zwei eisernen Haken und warf sie über Bord. Dann ergriffen die Neger den jüngsten der Sklaven, schlugen ihm seine Fesseln herunter, füllten ihm Nasenlöcher und Ohren mit Wachs und banden ihm einen schweren Stein um seine Hüften. Müde stieg er die Leiter hinunter und verschwand im Meer. Einige Blasen stiegen auf, wo er versank. Einige der anderen Sklaven sahen neugierig über Bord. Vorn im Bug der Galeere saß ein Haifischbeschwörer und schlug monoton seine Trommel.

Nach einiger Zeit kam der Taucher aus dem Wasser empor und klammerte sich keuchend an die Leiter. Er hielt eine Perle in der rechten Hand. Die Neger entrissen sie ihm und stießen ihn zurück. Die Sklaven schliefen über ihren Rudern ein.

Wieder und wieder kam er herauf, und jedesmal brachte er eine

herrliche Perle mit. Der Herr der Galeere wog sie und steckte sie in einen kleinen Beutel aus grünem Leder.

Der junge König versuchte zu reden, aber ihm war, als klebte ihm die Zunge am Gaumen, und seine Lippen gehorchten ihm nicht. Die Neger schwatzten miteinander und fingen an, sich um eine Schnur glänzender Perlen zu streiten. Zwei Kraniche kreisten beständig um das Schiff.

Da kam der Taucher zum letzten Male herauf, und die Perle, die er mitbrachte, war schöner als all die Perlen des Ormuzd, denn sie war an Gestalt gleich dem vollen Mond und weißer als der Morgenstern. Aber sein Gesicht war seltsam bleich, und als er auf das Deck fiel, quoll ihm das Blut aus Nase und Ohren. Er bebte noch eine Zeitlang, und dann wurde er still. Die Neger zuckten die Schultern und warfen den Leichnam über Bord.

Und der Herr der Galeere lachte, und er reckte den Arm aus und nahm die Perle, und als er sie sah, preßte er sie an seine Stirn und verneigte sich.

»Sie soll«, sagte er, »für das Zepter des jungen Königs sein«, und er gab den Negern ein Zeichen, die Anker aufzuziehen.

Als der junge König das hörte, stieß er einen lauten Schrei aus und erwachte, und als er zum Fenster hinausblickte, sah er, wie die Dämmerung mit langen, grauen Fingern nach den erbleichenden Sternen griff.

Und er schlief wieder ein und träumte, und dies war sein Traum: Ihm war, als wandere er durch einen dunklen Wald, in dem seltsame Früchte hingen und herrliche, giftige Blumen. Die Nattern zischten nach ihm, als er vorüberging, und die farbenstrahlenden Papageien flogen kreischend von Ast zu Ast. Riesige Schildkröten lagen schlafend auf dem heißen Schlamm. Und die Bäume waren voll von Affen und Pfauen.

Weiter und weiter ging er, bis er zum Rande des Waldes kam; und da sah er eine ungeheure Menge von Menschen, die im Bette eines vertrockneten Flusses arbeiteten. Sie schwärmten

auf den Felsen wie Ameisen. Sie gruben tiefe Löcher in den Boden und stiegen hinab. Einige von ihnen spalteten den Fels mit großen Spitzhämmern; andere wühlten im Sande. Sie rissen den Kaktus an seinen Wurzeln heraus und zertraten die scharlachnen Blüten. Sie eilten umher und riefen einander zu, und niemand war müßig.

Aus dem Duster einer Höhle sahen ihnen der Tod und die Habsucht zu, und der Tod sagte: »Ich bin müde; gib mir den dritten Teil von ihnen und laß mich gehen.«

Aber die Habsucht schüttelte den Kopf.

»Sie sind meine Diener«, antwortete sie.

Und der Tod sagte zu ihr: »Was hältst du in der Hand?«

»Ich habe drei Getreidekörner«, antwortete sie; »was geht das dich an?«

»Gib mir eins davon,« rief der Tod, »damit ich es in meinen Garten pflanze; nur eins davon, und ich will gehen.«

»Ich will dir gar nichts geben«, sagte die Habsucht, und sie verbarg ihre Hand in einer Falte ihres Kleides.

Und der Tod lachte, nahm eine Schale und tauchte sie in einen Wasserpfuhl, und aus der Schale stieg das Wechselfieber auf. Es ging durch die große Menschenmenge, und der dritte Teil von ihnen lag tot. Ein kalter Nebel folgte ihm, und die Wasserschlangen liefen ihm zur Seite.

Und als die Habsucht sah, daß der dritte Teil der Menge tot war, schlug sie sich die Brust und weinte. Sie schlug sich auf den unfruchtbaren Busen und schrie laut.

»Du hast den dritten Teil meiner Diener erschlagen«, rief sie, »gehe fort. Es herrscht Krieg in den Bergen der Tatarei, und die Könige beider Parteien rufen nach dir. Die Afghanen haben den schwarzen Stier erschlagen und gehen in die Schlacht. Sie haben mit ihren Speeren auf ihre Schilde geschlagen und ihre eisernen Helme aufgesetzt. Was ist dir mein Tal, daß du in ihm verweilen solltest? Gehe von dannen und kehre nie zurück.«